

Einen Bambi für die Barmherzigkeit

Einen Bambi für die Barmherzigkeit

REPORTAGE

Von Patrick Ziob, BUNTE-Chefreporter, 1998

"Ärzte für die Dritte Welt" bekommen in diesem Jahr den Bambi. Das sind Mediziner, die ihren Jahresurlaub opfern, um Menschen in Slums zu helfen. BUNTE begleitete zwei Ärztinnen nach Nairobi

Die eine Ärztin kennen wir aus dem Fernsehen. Es ist die Schauspielerin (z. B. "Kap der guten Hoffnung") Dr. Maria Furtwängler, 31. Die Ärztin, die nicht in der Öffentlichkeit steht, heißt Dr. Elke Wewerka, 58, und ist pensionierte Medizinerin aus Graz. Aber beide verbindet das gleiche Ziel, das gleiche Engagement: Sie arbeiten zeitweise in den Elendsvierteln dieser Welt, sind Kollegen im Kampf gegen Krankheit und Tod. Beide unterstützen die Hilfsorganisation "Ärzte für die Dritte Welt", die in diesem Jahr mit einem Bambi geehrt wird. Für selbstlosen Einsatz für die Menschlichkeit.

Beide Frauen schauen auf ein kleines Baby, zehn oder elf Monate alt. Es hat eingefallene Wangen und eine Haut wie aus Leder. Die Augen liegen tief in den Höhlen und blicken starr - wie tot. Es liegt auf dem Schoß der Mutter, die verzweifelt Blickkontakt zu ihrem Säugling sucht. Ohne Erfolg. "Er hat hohes Fieber und ist völlig ausgetrocknet", diagnostiziert Dr. Furtwängler. "Wahrscheinlich Malaria. Oder Typhus. Würmer hat es sowieso", sagt Dr. Wewerka, als sie eine Infusionsnadel in den Unterarm des Babys schiebt. Und fügt hinzu, so, daß die Mutter das schreckliche Wort nicht hören kann: "Und wahrscheinlich auch Aids."

Während die Kochsalzlösung vom Tropf langsam in die Vene des Babys fließt, wenden sich beide Ärztinnen ihrer nächsten Patientin zu. Ein dreijähriges Mädchen mit einem golfballgroßen Abszeß am linken Ohr. Es wimmert leise vor Schmerzen. "Ich muß die Vereiterung jetzt aufschneiden", sagt Maria Furtwängler zu der 16jährigen Mutter. Als das Skalpell in die Haut des Mädchens fährt, schreit es bitterlich, und die Mutter weint.

Keinen halben Meter entfernt, auf der anderen Seite des Behandlungstisches, liegt das kranke Baby am Tropf und ringt mit dem Tod.

Beiden wird geholfen. Das Mädchen kann ein paar Minuten später - vom Druck am Ohr befreit - wieder lachen, und das Baby überlebt. Vorerst.

Denn es lebt in Mathare Valley, dem größten Slum-Bezirk der kenianischen Hauptstadt Nairobi. 180 000 Menschen, vielleicht auch mehr, siechen unter erbärmlichen Bedingungen in dem ehemaligen Steinbruch, durch dessen Mitte eine braune, übelriechende Brühe fließt, der Mathare River. Der Müll türmt sich meterhoch am Straßenrand, durch die Gassen fließen Bäche aus Fäkalien. Es stinkt bestialisch. Nach Verwesung und Elend.

Ein Nährboden für Bakterien und Viren. Niemand hier ist wirklich gesund. Armut und Krankheiten sind es, die die Menschen in Mathare Valley beherrschen: Ruhr, Typhus, Tuberkulose, alle Arten von Hepatitis und Malaria, Würmer, Pilze, Gelbfieber, Syphilis und Aids.

Bis Mitte 1997 gab es für die Bewohner des Slums kaum Hoffnung. Kein Arzt weit und breit, nur Krankenhäuser, in denen ohne Korruption nicht behandelt wird. Doch seit über einem Jahr arbeiten

in zwei kleinen Hütten inmitten des Elendsviertels drei bis vier deutsche Ärzte, die den Kampf gegen die tödlichen Krankheiten aufgenommen haben. Es sind Mediziner des Komitees "Ärzte für die Dritte Welt".

1983 gründete der Jesuitenpater Dr. Bernhard Ehlen, 59, in Frankfurt die Hilfsorganisation. Seine Idee: Ärzten, die ihren Job in einer Klinik oder ihre Praxis nicht aufgeben, aber in der Dritten Welt helfen wollen, eine Plattform zu schaffen. "Kurz vorher hatte ich in Somalia einen Arzt beobachtet, der gerade ein paar Stunden zuvor aus Deutschland angekommen war. Ein Junge kam zu ihm, an dessen Oberschenkel sich ein Abszeß gebildet hatte. Er konnte nicht mehr laufen. Mit einem gekonnten Schnitt erlöste der Arzt den Jungen von seinen Qualen. Ein paar Stunden später lief er wieder lachend durch die Straßen. Da wurde mir klar: Auch ohne tropenmedizinische Ausbildung können Ärzte Soforthilfe leisten", erzählt der Pater.

Seitdem haben über 1300 Ärzte ihren sechswöchigen Jahresurlaub für über 2000 Einsätze in den neun Projekten geopfert.

Rund 300 Menschen, meist Mütter mit ihren Kindern, warten mittlerweile auf ihre Behandlung in der "Baraka" (Suaheli für Hoffnung), wie Pater Ehlen seine provisorische Praxis genannt hat. "Viele von ihnen seit vier Uhr früh", berichtet Dr. Maria Furtwängler, während sie einem fünfjährigen Mädchen zwei total verbrannte Unterarme verbindet. "Die deutschen Ärzte leisten hier gute Arbeit, und das hat sich herumgesprochen", sagt sie.

So viele fast unheilbar kranke Menschen, dazu die furchtbaren, ausweglosen Lebensbedingungen - muß man nicht das ganze System ändern, wenn man wirklich helfen will? "Das können wir nicht", sagt Pater Ehlen, "aber was wir können, das tun wir. Wir helfen Schmerzen lindern, Leben retten." Und das sei, fügt Dr. Furtwängler hinzu, "Nächstenliebe pur".

Abends sitzen die Ärzte an einem Plastiktisch vor ihrer bescheidenen Unterkunft (ein Benediktiner-Kloster am Rand des Slums) und versuchen, den Tag zu verarbeiten. "Es gibt auch Momente, die mich verzweifeln lassen", sagt Dr. Jörg Heinitz, 41. Er ist Anästhesist am Berliner Urban-Krankenhaus, hat sieben Kinder und macht seinen ersten Einsatz. "Vor ein paar Tagen wurde ein junger Mann zu mir gebracht, den man mit 36 Messerstichen niedergemetzelt hatte. Drei Stunden habe ich ihn zusammengeflickt. Dann war er plötzlich verschwunden. Wenig später erzählten mir Einheimische, daß die Täter ihr Werk jetzt vollendet haben", erzählt der Mediziner.

Und die Motivation? Warum opfern die Ärzte ihren Jahresurlaub? Dr. Andrea Schiffers, 30, Kinderärztin aus Stollberg (bei Aachen): "Das ist schwer zu sagen. Sicherlich ein bißchen Helfersyndrom, ein bißchen Kampf gegen die Ungerechtigkeit."

Beides erstklassige Motive.